

Komplexe Strukturen

FRANK WITZEL

KOMPLEXE STRUKTUREN



Matthes & Seitz Berlin

Mein Leben ist völlig ohne Sinn. Wenn ich seine verschiedenen Epochen betrachte, so geht es mit meinem Leben wie im Lexikon mit dem Worte »Schnur«, welches fürs erste ein Seil bedeutet, zum anderen eine Schwiegertochter. Es fehlte nur noch, daß das Wort »Schnur« drittens ein Kamel bedeute, viertens einen Staubbesen.

Søren Kierkegaard

DIE KOMPLEXE STRUKTUR DES ANFANGS

»Am Anfang fehlte das Wort, und dieses Fehlen des Wortes war beim Menschen.«

Ich fand diesen Eintrag in einer alten Kladde, als ich mein Zimmer aufräumte, konnte aber nicht mehr sagen, ob es sich um eine Notiz handelte, die ich während einer Vorlesung von Professor Ahrend angefertigt hatte, oder ob der Gedanke von mir selbst stammte. Darunter die Frage: »Fehlt dem Menschen nicht generell der Anfang, weil alles immer schon da ist, auch er selbst, sobald er ein Bewusstsein erlangt?« Ich versuchte mich an meine Studienzeit zu erinnern, doch das Einzige, was mir zu Professor Ahrend einfiel, war seine angeblich fragwürdige Vergangenheit, von der immer wieder die Rede gewesen war. Hatten wir deshalb von ihm gelernt, ausnahmslos alles infrage zu stellen?

Um viele Fragen nicht nur beantworten, sondern überhaupt stellen zu können, fehlte mir damals der Überblick. »Bewusstsein« etwa stellte ich mir als Keksdose vor, die jemand außerhalb meiner natürlichen Reichweite auf einem Schrank platziert hatte. Stand dieser Schrank im Wohnzimmer oder in der Küche? Ich war unfähig, das zu sagen, wusste nur, dass das Bewusstsein insofern einer Keksdose glich, als man es erlangen musste. Aber half es, sich dazu auf einen Stuhl zu stellen? Und womit wäre dieser Stuhl zu vergleichen? Mit dem, was Professor Ahrend als »Grundlagen der Theoriebildung« bezeichnete und in einem Seminar zu erläutern versprach, das ich allerdings nicht besuchte?

War es Zufall, dass ich nicht mehr wusste, wer die in meiner Handschrift notierten Sätze formuliert hatte? Denken ist ein Adaptionsprozess. Leben ebenso. »Der Theoretiker«, so Professor Ahrend, »steht

außerhalb der Lebensprozesse. Er hat den archimedischen Punkt gefunden. Der Hebel, den er anlegt, wird zur Wippe zwischen Erkenntnis und Einflusslosigkeit.« Ich übersetzte dieses Aussagen in ein konkretes Bild und sah mich auf einem wackligen Stuhl stehen, nach der Keksdose schielen und der Frage nachgehen, ob es eine akzidentelle oder essenzielle Eigenschaft von Keksdosen war, sich auf Schränken zu befinden.

Die Welt schien meinem Zugriff entzogen. War ich aber deshalb schon Theoretiker? Die Formulierung »außerhalb aller Prozesse«, die Professor Ahrend benutzte, erschien mir im Nachhinein beinahe prophetisch, da er schon kurze Zeit später im Verlauf eines juristischen Prozesses mit der Tatsache konfrontiert wurde, wie fragwürdig und fragil diese Position tatsächlich war. Selbst der Begriff »dauerhaft« bekam schon bald einen bitteren Beigeschmack für ihn. Es war Herbst, die Zeit, in der sich die Keksdosen langsam zu füllen beginnen. In einer Illustrierten erschien ein Foto von Professor Ahrend, unter dem stand: »Auch Professoren müssen lernen, dass vor Gericht andere Regeln gelten als in der Welt der Wissenschaft.« Sein Blick wirkte unsicher auf diesem Foto. Fast so, als hätte er bereits während der Aufnahme den Satz geahnt, mit dem die Abbildung kommentiert werden würde. Die Richter schienen froh, Professor Ahrend mit ihren Gesetzen konfrontieren zu können. Die Journalisten schienen froh, Professor Ahrend daran erinnern zu können, dass die Regularien der akademischen Welt für sie keine Gültigkeit besaßen. Professoren neigen dazu, das zu vergessen. Sie neigen dazu, die von ihnen entwickelten Verfahrensregeln zu überschätzen.

Dass wir aufgerufen wurden, als Zeugen auszusagen, hätte sich Professor Ahrend denken können. Nicht allerdings, dass wir in Uniform vor Gericht erscheinen würden. Manchmal ändern sich Dinge über Nacht. Manchmal steht eine Keksdose auf einem Schrank, ohne dass sich Kekse darin befinden. Ich fragte mich, ob sich der Punkt bestimmen lässt, an dem eine Keksdose nicht mehr als Keksdose bezeichnet

werden kann, zum Beispiel wenn Patronen in ihr aufbewahrt werden oder Mikrofilme. Dann überlegte ich, wie Professor Ahrend diese Frage beantwortet hätte. Wie würde er die Nachricht aufnehmen, dass ich mein Studienfach inzwischen gewechselt hatte und nicht länger Philosophie, sondern Jura studierte? Der Jurist sieht die Keksdose auf dem Schrank mit völlig anderen Augen als der Philosoph. Für ihn mag es zum Beispiel eine Rolle spielen, ob sich diese Keksdose außerhalb der Reichweite von noch nicht strafmündigen Kindern befindet. Zudem hat er die zweckentfremdende Benutzung eines Stuhls in Erwägung zu ziehen. Darüber hinaus die Bedeutung des Schanks. Ebenso die Bedeutung des Zimmers, in dem sich dieser Schrank befindet. Ebenso die Bedeutung der Personen, die sich zu diesem Zimmer Zugang verschaffen. Ebenso die Bedeutung der Uniformen, die diese Personen tragen. Der Philosoph kann diese Eigenschaften allesamt vernachlässigen. Er muss sie sogar vernachlässigen. Allerdings spricht er in diesem Zusammenhang nicht von »Vernachlässigung«, da der Begriff Vernachlässigung in der Philosophie eine grundlegend andere, nämlich positive Bedeutung hat. Professor Ahrend sprach in seinen Einführungsveranstaltungen immer wieder über die »notwendige Vernachlässigung des instinktiven Realitätssinns« als Voraussetzung für das Philosophieren.

»Teil einer Gemeinschaft sein«, etwas Vergleichbares hörten wir von Professor Ahrend, soweit ich mich erinnern kann, nie. Er sprach von der Form, aber nie von der Uniform, obwohl ihm diese doch als die gesellschaftliche Verwirklichung der Form hätte erscheinen können. Wir lernten Generalisieren, ohne je einen Gedanken an den General zu verlieren. Wir sprachen über Aufklärung, ohne diese mit der Tätigkeit des Soldaten in Verbindung zu bringen. Und doch ist es vor allem der Soldat, der die Aufklärung aktiv betreibt. Was nützt mir ein archimedischer Punkt, wenn ich nichts über strategische Punkte weiß? Bietet nicht auch der Begriff »Nachschublinie« Stoff für tiefgründige Reflexionen?

Ja, den Menschen fehlt der Anfang, und sie tragen dieses Fehlen als ewigen Makel mit sich. Doch sind sie diesem Fehlen deshalb noch lange nicht hilflos ausgeliefert. Der Mensch hat die Möglichkeit eines Neuanfangs. Das unterscheidet ihn vom Tier, das zwar mit sich identisch zu sein vermag, aber Veränderung nur bemerkt, wenn der Mensch sich seiner annimmt. Ich muss nur die Augen schließen, um Professor Ahrend bestimmte Begriffe erläutern zu hören, selbst wenn wir diese Begriffe in seinen Seminaren niemals behandelt haben. Diese Eigenschaft befähigt mich, in den Zeugenstand zu treten. Ich weiß, dass Professor Ahrend jeder Neuanfang suspekt war. Hätte er erkennen können, dass im Wort suspekt das Emporschauen (*susplicere*) enthalten ist, etwa zum Olymp (*ad Olympum*) oder zum Himmel (*in caelum*), wäre ihm deutlich geworden, dass wir gerade im Denken einer anderen Kraft unterstehen, wir uns folglich immer »unterstehen« zu denken. Um es zusammenzufassen: Wir müssen wieder lernen, uns dem Suspekten zu unterstellen. Und erneut die Kraft des Einfältigen entdecken.

Ich stelle mir das Einfältige als Tuch vor, das nur einmal gefaltet wird. Es besteht aus Damast oder Brokat und wird nur an hohen Feiertagen aufgelegt. Würdig, einen Altar zu bekleiden, liegt es über den Küchentisch gebreitet, und andächtig stehen wir vor ihm, den Schrank mit der Keksdose im Rücken, und blicken auf die mit Suppe gefüllte Terrine. Die Schöpfkelle, das Tafelsilber, alles Begriffe, die neu gedacht und historisch eingeordnet werden müssen.

Ist der Mittagstisch abgeräumt, drängt es die Familie nach draußen, um einen verschlungenen Feldweg zwischen Äckern entlangzugehen. Durch die vogelleere Luft über ihr treibt eine einzige Wolke, die keine besondere Form hat. Dort die Haushaltsschule, dort der Wald, dort der Weg, dort der Seitenarm des Flusses. In seiner Zelle beschreibt Professor Ahrend die Rückseite des Bogens, auf dem ihm der Erhalt seiner wenigen Habseligkeiten zur Aufbewahrung quittiert wurde. Unter anderem ist dort zu lesen: »Die Worte und Sätze wurden

in ihrer mythologischen Leere sichtbar. Man hatte sich einzugestehen, dass Reden nichts weiter als eine Form des rituellen Austauschs war und weder etwas aussagte noch bewirkte. Sprechen ist Ritus ohne Mythos. Geschichte, nicht retrospektiv betrachtet, sondern als das Zuerstrebende, verfällt der Vorstellung einer ungestalteten Zeit, der wir hinterherhetzen.«

Es vergingen Monate, bis ich wieder etwas von Professor Ahrend hörte. Fast hätte ich ihn vergessen, als mich eines Morgens ein Brief mit behördlichem Siegel und der knappen Nachricht erreichte, es sei Professor Ahrends Wunsch gewesen, dass ich seine letzten handschriftlichen Aufzeichnungen erhalte. Ich setzte mich an den tischtuchlosen Küchentisch und las: »Für einige Tage wurde es sehr ruhig. Kein Geräusch war auf den Gängen zu hören, niemand kam zu mir herein. Draußen fielen Blüten. Vielleicht war es aber auch Schnee, der den Hof langsam füllte. Die verschluckten Eisennägel lagen in meinem Magen und schliefen. Und ich schlief auch. Meine Gedanken schliefen, und mein Körper bewegte sich nur versehentlich. Alles sah auf mich herab: die Decke der Zelle, die Wände der Zelle, das Fenster der Zelle. Dann spürte ich eine Katzenpfote auf meiner Stirn und dann den vorsichtig pickenden Schnabel einer Krähe. Dann war ich wieder vernehmungsfähig und musste aufstehen und einem Mann in Uniform den Gang entlang folgen, durch eine doppelte Tür und noch eine, in eine Art Schleuse, in der ich diesem Mann für einen Moment sehr nah kam, weil wir warten mussten, dass sich die zweite Tür öffnete. In diesem Moment hätte ich ihn erwürgen können, wäre ich nicht so kraftlos gewesen. Ich hätte ihm das Genick brechen können und beide Türen wären verschlossen geblieben und erst aufgegangen, wenn genügend bewaffnetes Wachpersonal auf beiden Seiten versammelt gewesen wäre. Aber das war nur ein Gedanke, ein Gedanke, der mir allerdings jeden Tag aufs Neue in dieser knappen Minute in der Schleuse kam. Ich wusste, dass dieser Gedanke nicht von mir stammte, weshalb er mich nicht weiter beunruhigte. Er war einfach sehr oft hier an dieser Stelle gedacht worden, und deshalb dachte ich

ihn auch. Wer ihn als Erster gedacht hatte, ließ sich nicht mehr feststellen. Womöglich hatte ihn die Schleuse sogar selbst generiert. Dann saß ich drei Männern gegenüber und sagte nichts. Ich schwieg nicht einmal aus Trotz, sondern weil ich nicht wusste, was man von mir hätte hören wollen. Es ist wichtig, anderen das zu sagen, was sie verstehen können, anstatt das zu sagen, was man selbst zu verstehen meint. Nur selten überschneidet sich das, was jemand meint, mit dem, was andere zu hören erwarten. In solchen Momenten kann eine Religion entstehen. Während ich mich nach dem ergebnislosen Verhör in meiner Zelle auf die Pritsche lege, stelle ich mir vor, was für eine Religion ich stiften würde oder, da ich von denen abhängig wäre, die das glauben, was ich meine, überhaupt stiften würde können. Es ist ein reines Gedankenspiel, denn ich taue nicht zum Religionsstifter, da ich nichts weiter zu verkünden habe. Mit diesen Gedanken schlafe ich ein. Es sind meine offiziell letzten Gedanken, das, was ich in einem Zustand gedacht habe, den ich selbst noch für bewusst halte. Anschließend kommt mir allerdings noch Folgendes in den Sinn: ›1. Sollte ich noch einmal erwachen, werde ich das alles vergessen haben. 2. Trotz dieses Vergessens werde ich nicht meinen, mein Bewusstsein verloren zu haben, sondern überzeugt sein, ein Bewusstsein zu besitzen. 3. In diesem Zusammenhang stellt sich folgende wichtige Frage: Hatte ich diese Gedanken bereits das letzte Mal vor dem Einschlafen oder sogar schon das vorletzte Mal? Denke ich vielleicht immer wieder dasselbe beim Einschlafen und kann mich lediglich beim Aufwachen nicht mehr daran erinnern?‹ Wenn schon eine Religion, dann eine mit einer langen Bußperiode, gefolgt von einer aufwändigen Vergebungszeremonie. Vierzehn Monate erscheinen mir für eine solche Bußperiode durchaus angemessen. Vierzehn Monate, in denen Streitende getrennt und Liebende zusammengeführt werden. Oder wäre es umgekehrt sinnvoller? Ich höre eine Stimme, die sagt: ›Du träumst‹. Und weil sie recht hat, höre ich mit dem Denken auf und schlafe nun wirklich ein.«

DIE KOMPLEXE STRUKTUR DES AUSWEICHENS

Unmittelbar nach dem Aufwachen werde ich gefragt, ob der Fernseher eingeschaltet werden soll. Als die Frau im gepunkteten Kleid am Fenster vorbeigeht und einen Luftzug erzeugt, ist die Sonne für einen Moment zwischen den Lamellen der Jalousie zu sehen. Es ist eine unbewegliche Sonne über einem Kartoffelfeld.

Eine Sprache verstehen, ohne zu wissen, ob man sie selbst sprechen kann. Eine Mimik interpretieren, ohne zu wissen, ob man sie selbst zuwege brächte. Zu wissen, was ist, ohne zu wissen, ob man es benennen könnte. Das alles heißt so viel wie nichts wissen.

Es gibt eine Theorie, die besagt, dass die Narkose den Schmerz nicht ausschaltet, sondern lediglich die Fähigkeit einschränkt, ihn wahrzunehmen. Der Schmerz existiert als objektive Gegebenheit im Körper des Narkotisierten, da jedoch die Wahrnehmung des Narkotisierten eingeschränkt ist, kann er ihn weder als Gefühl definieren noch sich später an ihn erinnern. Deshalb sind die Träume, die ein Narkotisierter in den ersten drei Nächten nach seiner Narkose hat, vom Versuch geprägt, diesen Erfahrungsverlust auszugleichen. Immer wieder sehen Frischoperierte im Schlaf Menschen vor sie hintreten, die ihnen Operationsbesteck auf einem Tablett präsentieren und sie auffordern, sich damit zu verletzen.

Wie jeden Morgen bekomme ich ein flaches Tablett mit einer Schachtel auf mein Bett gestellt. Mit geschlossenen Augen nehme ich einen Gegenstand aus dieser Schachtel, halte ihn eine Weile in der Hand und lege ihn schließlich neben die Schachtel auf das Tablett. Bevor ich die Augen öffne, versuche ich, diesem Gegenstand eine Bedeutung zu geben, ihm eine Farbe, eine Vorder- und Rückseite, vor allem einen Grund für seine spezifische Form zuzuordnen. Das Öffnen der

Augen, um den Gegenstand zu betrachten, ist regelmäßig mit einer Enttäuschung verbunden. Ich bin von der Realität enttäuscht und frage mich gleichzeitig, wie man von der Realität enttäuscht sein kann.

Real sein bedeutet nicht formbar sein. Das Reale kennt keine Möglichkeiten.

Ich schließe die Augen und ertaste den nächsten Gegenstand in der Schachtel. Um meine Enttäuschung einzuschränken, vertraue ich nicht länger auf die Kraft meiner Vorstellung, sondern versuche, mich bereits in der Interpretation des Ertasteten einer vermeintlichen Realität anzupassen. Noch habe ich keine Bezeichnungen für die Gegenstände. Dafür meine ich, einen Geruch wahrzunehmen, der aus einer Ecke des Raumes kommt. Ich lege die Gegenstände, jetzt mit offenen Augen, zurück in die Schachtel, nehme die Schachtel und stelle sie auf meinen Nachttisch, nehme das Tablett und lege es auf die Schachtel. Wieder schließe ich die Augen.

Bevor man Äther kannte, ging es bei einer Operation vor allem um Geschwindigkeit. Der Chirurg Napoleons rühmte sich, er könne in der Zeit, die es brauche, eine Prise Schnupftabak zu nehmen, eine Schulter amputieren. Geschwindigkeit scheint heute nicht mehr nötig. Die Ärzte können sich Zeit lassen. Wenn die Theorie stimmt, nach der ein Anästhesierter den Schmerz spürt, jedoch im Moment des Spürens bereits wieder vergisst, wären Wahrnehmung und Vergessen nicht voneinander unterschieden. Unser Gedächtnis würde demnach nicht mit Wahrnehmungen gefüllt, sondern im Gegenteil durch das Wahrgenommene entleert. Operierte sehen folglich nicht deshalb die Welt »wie neu«, weil sie wieder ohne Schmerzen leben können, dem Tod entkommen sind und was es als Erklärungsversuche für diesen post-operativen Gemütszustand noch geben mag, sondern weil sie der Welt wahrnehmungslos entgegentreten. Während der Operation werden nicht allein Hautschichten durchschnitten und Gefäße getrennt, es finden weitere, noch unerforschte Prozesse statt.

Zudem wird der Mensch durch den operativen Eingriff zur Schachtel. Er empfindet seinen Körper als Gefäß, das geöffnet wird, um Teile seines Inhalts zu entnehmen. Es ist nicht richtig, von einer »sterblichen Hülle« zu sprechen. Die Hülle bleibt bis zuletzt stabil und folgt lediglich dem innerlichen Verfallsprozess. Das Innere stirbt immer zuerst. Die Sterblichkeit des Menschen entstammt seiner Innerlichkeit. Daher schätzen wir die Oberfläche zu Unrecht gering, da sie selbst dann noch besteht, wenn der innere Kern, auf den sich unsere Aufmerksamkeit fälschlicherweise konzentrierte, bereits zerfallen ist.

Wir sind Schachteln unter Schachteln und wissen nicht um unsere innere Leere.

Nachts sehe ich Teile einer Leuchtschrift durch die Lamellen der Jalousie. Ich gehe davon aus, dass es sich um Buchstaben handelt, die den Namen des Gebäudekomplexes bilden, in dem ich mich befinde. Daneben meine ich eine Spritze zu erkennen. Eine Spritze, die aus einer Schachtel genommen, aufgezogen und appliziert wird. Ich kann mir nicht vorstellen, wo an meinem Körper sich eine Einstichstelle befinden könnte. Womöglich im Hals. Vielleicht unter der Zunge.

Immer dann, wenn etwas fraglos erscheint, droht eine Gefahr, da es den Zustand der Fraglosigkeit nicht gibt. Bereits im nächsten Moment klopft es an der Tür. Alle Fragen, die in diesem Moment und in entsprechender Panik hervorgeholt werden, kommen zu spät. Sie sind konstruiert und darum unnütz.

Die Frage »Liebst du mich?« ist ähnlich sinnlos wie die Frage, ob man nach dem Erwachen den Fernseher anhaben will. Es gibt auf diese Fragen keine Antwort. Es gibt nur Möglichkeiten, diesen Fragen auszuweichen.

Eine der beiden Frauen erzählt mir, sie habe einmal ein Erdbeben verschlafen, da sie vor dem Zubettgehen ein starkes Schlafmittel genom-

men habe und deshalb erst spät am nächsten Vormittag dadurch geweckt worden sei, dass Feuerwehrmänner mit Äxten die Tür zu ihrer Wohnung einschlugen. Dem Wohnhaus habe ein Teil der Vorderfront gefehlt. Das Dach war herabgestürzt, sämtliche Fenster zu Bruch gegangen. Allein ihr Schlafzimmer, das nur ein kleines Fenster nach hinten zum Hof hatte, war verschont geblieben.

Ich stelle mir folgendes Gemälde vor: besagte Frau als kleines Mädchen auf einem grünen Samtkissen kniend vor ihrer Mutter, die in einem Abendkleid in einem Sessel sitzt und eine Zigarette raucht. Die Malerei, später die Fotografie sind deshalb so beliebte Ausdrucksformen, weil sie nichts verraten. Sie zeigen, ohne mitzuteilen. Man kann ihre Bedeutung übersehen.

Je realistischer, desto stummer, desto interpretierbarer, desto fehlbarer.

Es gibt Kulturen, die der Auffassung sind, es müssten erst genügend Menschen einen bestimmten Vorgang träumen, damit er in Wirklichkeit geschehen, also real werden kann. In der Narkose, ähnlich wie im Traum, kann der Mensch nichts verlieren. Er kann nichts verlieren, weil er nichts besitzt. Dafür kann er alles sein.

Natürlich habe ich mir diese Kulturen ausgedacht. Ich habe sie mir ausgedacht, um dem, was ich denke, einen Raum zu geben. Eine Heimat. Einen Zufluchtsort. Selbst, wenn dieser Vorgang legitim sein sollte, habe allein ich die Verantwortung dafür zu tragen.

DIE KOMPLEXE STRUKTUR DER HARMLOSIGKEIT

Werbeplakate für Zigaretten waren seiner Meinung nach zu Recht verboten, da die darauf abgebildeten Frauen mit teilweise obszönen Haltungen ihrer Finger bestimmte Richtungsanweisungen gaben, denen er sich nicht immer hatte widersetzen können, weshalb er an manchen Tagen für mehrere Stunden und bis zur Erschöpfung gewisse Wegstrecken abgelaufen war. Nun, da an den Litfaßsäulen lediglich für Milchmixgetränke und Pausensnacks geworben wurde, konnte er seine Spaziergänge vergleichsweise frei gestalten.

Die Stadt war leer. Sie war vom »Bodensatz« befreit, wie er meinte, einen Arbeiter sagen zu hören, der am Rand einer Baugrube stand und von dort, übrigens völlig ungesichert, ein stahlummanteltes Seil herunterließ. »Was tut sich da unten?«, fragte er, um eine harmlose Konversation zu beginnen, doch der Arbeiter schüttelte lediglich den Kopf, was so viel bedeuten mochte wie: »Das wollen Sie nicht wissen« oder: »Selbst, wenn ich Ihnen darauf eine Antwort geben, würden Sie es nicht verstehen«.

Die öffentlichen Anlagen waren immer noch öffentlich. Zumindest schienen sie für andere öffentlich, da diese sich in ihnen aufhielten, während er sich scheute, durch das Tor zu gehen, weil darin eine Willensbekundung läge, die nicht nur falsch aufgefasst, sondern auch jederzeit kontrolliert und zurückgewiesen werden könnte. Für eine entsprechende Kontrolle aber hatte er nichts vorzuweisen.

Die meisten Menschen taten harmlos, ohne es selbst zu wissen. Ihr Leben wurde eingerahmt von Politikern auf Kunstrasen vor sündhaft teuren Villen und von schlecht bezahlten Schauspielern auf kleinen wackligen Bühnen in Fußgängerzonen. Was sich dazwischen abspielte, nannten sie herablassend »Alltag«.

Einmal hatte er gemeint, Maria zu erkennen. Nachdem sie ihre Einkünfte als Fotomodell für Zigarettenwerbung verloren hatte, stand sie nun zwischen einem Obststand und einem Mann, der Fleckenmittel verkaufte, vor einem aufgespannten weißen Tuch und sagte zu einem männlichen Schauspieler in grauem Anzug: »Guten Tag, wo geht es bitte zur Wahlurne? Ich möchte nämlich wählen, müssen Sie wissen. Wählen, damit alles sich zum Guten wendet.« »Da tun Sie gut dran«, antwortet der Mann, »gehen Sie einfach nach hinten durch, dort liegt schon das Nötige für Sie bereit.« Maria verschwand darauf hinter der Plane. Als sie kurze Zeit später auf der anderen Seite erschien, trug sie einen mit wunderbarem Blumenschmuck verzierten Hut, so dass die Kinder juchzten, die Frauen sich mit kaum wahrnehmbaren Kopfbewegungen gegenseitig darauf aufmerksam machten und die Männer anerkennend nickten.

In einer Bar, genauer: vor dieser Bar, da die Bar geschlossen war und lediglich durch eine schmale Luke Getränke nach draußen auf die unzureichend beleuchtete Straße gereicht wurden, wollte eine Frau von ihm wissen, wer er sei. Wörtlich sagte sie: »Was bist du denn für einer?« Ihr Interesse an seiner Existenz freute ihn einerseits, verunsicherte ihn aber gleichzeitig, weil er befürchtete, durch eine Antwort gewisse Verpflichtungen auf sich zu laden, etwa mit ihr ins Gebirge zu fahren und dort auf Felsen herumzuklettern, wozu ihm das passende Schuhwerk fehlte.

Es gab Straßenecken, hinter denen er befürchtete, »neues Terrain« zu betreten und damit zum ersten Mal erfahren zu müssen, dass dieser im Allgemeinen metaphorisch gebrauchte Ausdruck eine Grundlage in der Realität besaß. Statt nun weiterzugehen, wandte er sich um und legte sich Ausreden für seine Umkehr zurecht.

Eine Krähe ging im Licht der Mittagssonne den Dachfirst entlang und warf einen langen Schatten über die Ziegel. Es war ein Bild von Anmut und Erhabenheit. Beides, so dachte er, findet sich allein im Tier-

reich. Er kam an einer Kapelle vorbei, als die Sonne hinter einer Wolke verschwand. Weil er die Krähe bereits vermisste, stellte er sich vor, wie es wäre, wenn die Tiere die Welt beherrschten und sich Menschen hielten, um ihren Ernährungsbedarf zu stillen. Ihm fiel auf, dass er weniger Angst vor einem Tier hätte, wenn es käme, ihn aus dem Stall zur Schlachtbank zu führen, als vor einem Menschen, der mit seiner Hinrichtung ohnehin jemand anderen beauftragen würde. Der Letzte in dieser Reihe delegierte die Verantwortung schließlich an ein Werkzeug: Henkerbeil, Bolzenschusspistole oder Strick. Die Menschen gaben vor, ihre Werkzeuge von den Göttern erhalten zu haben, demnach handelte es sich bei dem, was sie taten, in ihren Augen letztlich um die Vollstreckung eines Gottesurteils. Auch wenn vereinzelt beobachtet wurde, dass Krähen sich ein angebrochenes Bein mithilfe eines Zweigs und einiger Grashalme selbst schienten, lehnten die Tiere die Nutzung von Werkzeugen allgemein ab und waren stattdessen bereit, die Verantwortung für den Tod, den sie anderen zufügten, selbst zu übernehmen.

Vor einem frisch entkernten, aber noch nicht völlig umgestalteten Wohnblock sprach ihn ein Mann mit einer Gipsmaske an und bot ihm die Möglichkeit, in einem gläsernen Aufzug in das oberste Stockwerk zu fahren und dort zeitgenössische Kunst anzuschauen. Zeitgenössische Kunst interessierte ihn nicht im Geringsten, aber weil er nicht nur vor dem Mann, sondern auch vor sich selbst keinen Grund für diese Abneigung angeben konnte, ließ er sich zusammen mit einem Paar zu dem Aufzug führen. Auf der Fahrt nach oben hörte er, wie der Mann zu seiner Begleiterin sagte, dass die Kunst heutzutage jeglichen Willen zur Innovation verloren und sich als verlängerter Arm der Politik in einer wohlfeilen und pseudokritischen Haltung eingerichtet habe. Nun hatte er eine Einschätzung dessen, was ihn erwartete, und hätte, ohne den Aufzug zu verlassen, unmittelbar wieder nach unten fahren können, aber weil ihn interessierte, was der Mann zu den einzelnen Exponaten sagen würde, ging er in angemessenem Abstand hinter dem Paar her und erfuhr auf diese Weise Genaueres über

die Epigonalität der zeitgenössischen Kunst. Der Begriff Kunst schien allerdings nicht mehr gebräuchlich. Stattdessen sprach der Mann von »Eingriffen im Raum« oder auch von »Behauptungen« und bezog sich dabei auf Installationen, die er auf den ersten Blick nicht als solche erkannt hätte, weil sie sich teilweise nur schwer von den an den Rand geräumten Leitern und Farbeimern der sonst hier tätigen Arbeiter unterschieden, was aber, wie er erfuhr, »bewusst gewollt, allerdings ein alter Hut« sei. Tatsächlich konnte er sich nicht mit ganzer Aufmerksamkeit dem Gezeigten widmen, weil ihm der Mann mit der Gipsmaske nicht aus dem Sinn ging. Dessen Maske hatte den Kopf komplett umschlossen, und da er in der Höhe von Mund oder Nase keine Atemschlitze hatte ausmachen können, kam ihm der Gedanke, dass dort vielleicht jemand, getarnt als Werber, aufs Ganze ging und sich in aller Öffentlichkeit und vor aller Augen, ohne aber dass dies von irgendwem bemerkt wurde, aus dem Leben verabschiedete. Vielleicht handelte es sich bei diesem Mann um den Besitzer des leerstehenden Häuserblocks, der sich mit dem Kauf verkalkuliert hatte. Er beschloss, beim Hinausgehen ein paar Worte mit diesem Mann zu wechseln, um vielleicht etwas mehr über dessen Gemütszustand zu erfahren, doch als er den Wohnblock verließ, war der Mann mit der Maske nicht mehr da. Stattdessen stand dort ein Bärtiger in einem Tutu mit einem kleinen Blecheimer, aus dem er eine Handvoll Konfetti nahm und vor ihm in die Luft warf.

DIE KOMPLEXE STRUKTUR DER DEMÜTIGUNG

Ist es nicht eine Demütigung, auch noch nachts im Traum von wildfremden Menschen nach dem Weg zu einem Erlebnisbad gefragt zu werden und die Hälfte des Tiefschlafs damit verbringen zu müssen, die Lage dieses Erlebnisbads, von dem man zwar schon einmal gehört hat, allerdings nur ungefähr weiß, dass es sich am anderen Ende der Stadt befindet, auf Google Maps herauszusuchen, wobei sich die Maßstäbe der Karte beständig verschieben und man plötzlich Alaska als Ausgangspunkt vor sich hat und der Hinweis auf einen Fußweg von mehreren Tausend Stunden zusammen mit der Angabe erscheint, man habe siebzehn Landesgrenzen zu überqueren? Die Glieder sind bleischwer, erwacht man aus einem solchen Traum. Eigentlich war die Frau ganz nett, die nach dem Weg zum Erlebnisbad fragte, und gern hätte man ihr geholfen und noch ein paar weitere Sätze mit ihr gewechselt, anstatt krampfhaft und vergeblich zu versuchen, das Handydisplay auf eine günstigere Größeneinstellung zu bekommen. Und natürlich kam das Beharren auf Alaska, genauer auf dessen Hauptstadt Juneau, was so ähnlich klingt wie »You know«, aus dem Unbewussten, nur worauf genau wollte einen dieses Unbewusste hinweisen?

Die im Traum begonnene Demütigung setzt sich im Aufwachen unmittelbar fort, denn allein, dass man erneut in die dort auf dem Stuhl liegende Hose zu steigen hat, kann einem die Aussicht auf den ganzen Tag verderben, wovon auch die Möglichkeit nicht befreit, doch eine andere Hose aus dem Schrank zu nehmen, denn das würde das Problem lediglich einen Tag hinausschieben. Jeden Tag komplett neue Kleider, das wäre natürlich eine Möglichkeit, aber spätestens nachts kämen doch nur wieder die alten Erlebnisbad-Träume und Hinweise, die gar nicht aus dem Unbewussten stammten oder nur insofern aus ihm stammten, als sämtliche über den Tag gehörten Phrasen von ihm

noch einmal mit dem hauchdünnen Schleier einer Trivialsymbolik überzogen und entsprechend verrätselt dargestellt werden.

»Ja«, möchte man schreien, »ja, ich weiß, ich weiß Bescheid. Die Kälte Alaskas ist in unsere Herzen eingekehrt, und nun liegen wir nachts vereinzelt und träumen eine Zusammenstellung von Werbeeinblendungen und steigen morgens gedemütigt in die Hosen vom Vortag und laufen wie am Schnürchen die uns vorausbestimmte Route des Alltags ab!« Stattdessen jedoch – denn wen sollte schon interessieren, was man zu sagen hat, oder gar, was man zu schreien hätte? – bleibt man liegen und geht langsam in Gedanken die Einkaufsliste für den Vormittag durch. Leider gibt es kein Fürst-Pückler-Eis mehr, weil bekannt wurde, dass Fürst Pückler im Jahr 1837 auf einem Sklavenmarkt in Kairo das zwölfjährige äthiopische Mädchen Machbuba, was so viel wie »Geliebte« heißt, kaufte und mit nach Bad Muskau in die Oberlausitz nahm, wo es drei Jahre später verstarb.

DIE KOMPLEXE STRUKTUR GESELLSCHAFTLICHER VERPFLICHTUNGEN

Da sich am Vorabend ein Unfall ereignet haben sollte, warteten die wenigen Besucher zunächst unschlüssig auf der Treppe. Die Diener trugen mit weißen Laken umhüllte Gegenstände durch den Hintereingang hinaus. Jeder versuchte möglichst unauffällig Name und vor allem Funktion seiner Tischnachbarn in Erfahrung zu bringen, schließlich konnte eine unachtsam dahingesagte Bemerkung, ging man von falschen Voraussetzungen aus, für Verwirrung sorgen. Pralinschachteln und andere Mitbringsel wurden im Flur auf der Kommode abgelegt.

Zwei Männer mit Eimern in den Händen stolperten im Garten durch den Schnee zur brennenden Hütte. Der Schreibtisch des schmalen Büros mit den gestreiften Tapeten schien frisch aufgeräumt. Jemand kam die Wendeltreppe hinauf und ging durch die Seitentür. Die Bilder waren umgehängt oder ersetzt worden, wie man an den nicht nachgedunkelten Rändern erkennen konnte. Ich hatte, meine ich mich zu erinnern, leichtes Fieber.

Rauchwaren wurden angeboten. Es war diese Art von leichtem Fieber, bei der man nicht weiß, ob die Hitze von außen kommt oder aus einem selbst und ob dieses pausenlos wiederholte »Ein Männlein steht im Walde« tatsächlich irgendwo gesungen wird oder nur im eigenen Kopf erklingt. Steht wirklich einer der Gäste vom Essen auf, um einen Vortrag über unterschiedliche Formen von Ohrmuscheln und deren Beziehung zur Konstitution ihrer Träger zu halten oder greift er lediglich nach der Sauciere?

Jemand stieg nachts zur verabredeten Stunde über den Zaun. Der Zug fuhr in Richtung Hauptstadt. Drei Frauen in langen Mänteln gingen in der Abenddämmerung hinter einem Mann die Straße entlang.

Man sparte die Dessertlöffel ein, trug eigenes Haar statt Perücken, baute lustige Einfälle in die Spielhandlung ein, war nicht länger konsterniert, sondern erschüttert, nicht länger affiziert, sondern angetan.

Dr. Fahler, der früher gern Diagnostisches zum Besten gegeben hatte, hielt sich zurück, als habe es ihm aus irgendeinem Grund die Sprache verschlagen. Nur war ein Grund nicht ersichtlich. Schließlich sprach er mit ausdruckslosem Gesicht einige Sätze und lächelte auf eine Art, für die sich noch kein Adjektiv gefunden hat und die man vielleicht mangels eines passenden Begriffs süffisant nennen würde, obwohl sie das nicht war. Gerade das nicht. Hatte man ihn mit dem Satz »Damit könnten Sie Ehre einlegen, mein Bester« ermuntert? Vermutlich.

Kaum einer der Anwesenden konnte seinen Ausführungen folgen, da alle überlegten, ob er sich nur versprochen hatte oder es tatsächlich nicht besser wusste. Davon ausgehend spekulierte man über seine Karriere in der Verwaltung. Unmerklich veränderte sich innerhalb weniger Minuten das Bild, das man bislang allgemein von ihm gehabt hatte.

Bis zuletzt soll er unbeirrt gewesen sein, hieß es später. Seine Frau, vielleicht aber auch seine Geliebte, da war man sich uneinig, hatte zuvor etwas über seine sexuellen Neigungen durchblicken lassen. Die Straßenbahnen fielen wegen eines Schadens aus. Ein ramponierter Drachen hatte sich in der Oberleitung verfangen.

INHALT

Die komplexe Struktur des Anfangs	7
Die komplexe Struktur des Ausweichens	13
Die komplexe Struktur der Harmlosigkeit	17
Die komplexe Struktur der Demütigung	21
Die komplexe Struktur gesellschaftlicher Verpflichtungen	23
Die komplexe Struktur der Kleinfamilie	25
Die komplexe Struktur der Universalgeschichte	34
Die komplexe Struktur des Begehrens	40
Die komplexe Struktur des Teleshoppings	45
Die komplexe Struktur des Symbolischen	50
Die komplexe Struktur des Dichters	55
Die komplexe Struktur des Zitats	60
Die komplexe Struktur der Spielregel	61
Die komplexe Struktur der Diagnostik	63
Die komplexe Struktur des Bastelbogens	71
Die komplexe Struktur des Einbrockens	75
Die komplexe Struktur der Parabel	77
Die komplexe Struktur des Traums	82
Die komplexe Struktur der Ahnenreihe	85
Die komplexe Struktur des Reisens	90
Die komplexe Struktur des Genies	95
Die komplexe Struktur der Schulpause	98
Die komplexe Struktur des umbauten Raums	99
Die komplexe Struktur des Wetters	107
Die komplexe Struktur der USA	113
Die komplexe Struktur der Kriminalistik	116
Die komplexe Struktur der Wandlung	119
Die komplexe Struktur der Leere	149
Die komplexe Struktur der Antike	150
Die komplexe Struktur der Eifersucht	157

Die komplexe Struktur der Schuld	160
Die komplexe Struktur der Novelle	164
Die komplexe Struktur des Verlusts	170
Die komplexe Struktur der Selbstvergessenheit	173
Die komplexe Struktur der Orientierungslosigkeit	175
Die komplexe Struktur der Genesung	179
Die komplexe Struktur des Sonntagnachmittags	181
Die komplexe Struktur des Faschismus	185
Die komplexe Struktur der Bezüglichkeit	189
Die komplexe Struktur des Science-Fiction-Romans	195
Die komplexe Struktur der Verpuppung	200
Die komplexe Struktur der Stigmata	205
Die komplexe Struktur des Monologs	207
Die komplexe Struktur des Todestriebes	211
Die komplexe Struktur der Semantik	214
Die komplexe Struktur der Verweigerung	216
Die komplexe Struktur der Religion	217
Die komplexe Struktur der Symptomverschiebung	222
Die komplexe Struktur der Willenskraft	225
Die komplexe Struktur der Melancholie	226
Die komplexe Struktur des Fernsehkrimis	236
Die komplexe Struktur der Nachkriegszeit	238
Die komplexe Struktur des postmodernen Romans	241
Die komplexe Struktur der literarischen Form allgemein	246
Die komplexe Struktur der Geistererscheinung	252
Die komplexe Struktur der Todesarten	256
Die komplexe Struktur der Seele	270
Die komplexe Struktur der Musik	274
Die komplexe Struktur der Anatomie	278
Die komplexe Struktur der Forschung	280
Die komplexe Struktur der Hingabe	281
Die komplexe Struktur der Vorsicht	283
Die komplexe Struktur der Literaturkritik	285
Die komplexe Struktur des Aufwachsens	290

Die komplexe Struktur des Anekdotischen	292
Die komplexe Struktur der Sitten	296
Die komplexe Struktur des Kafkaesken	301
Die komplexe Struktur der Vaterbeziehung	308
Die komplexe Struktur der Geistesabwesenheit	310
Die komplexe Struktur der Straßennamen	312
Die komplexe Struktur der psychoanalytischen Topologie	314
Die komplexe Struktur der Ordnung	323
Die komplexe Struktur des Selbst	324
Die komplexe Struktur der Einsamkeit	326
Die komplexe Struktur des Schattens	331
Die komplexe Struktur der Gerichtsverhandlung	339
Die komplexe Struktur der Psychiatrie	342
Die komplexe Struktur der Völkerverbindung	351
Die komplexe Struktur des Sterbens	352
Die komplexe Struktur der komplexen Struktur	356

Erste Auflage Berlin 2025

Copyright © 2025

MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH
Großbeerenstr. 57A, 10965 Berlin, Deutschland
info@matthes-seitz-berlin.de

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die
Nutzung des Werkes für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG.

Umschlaggestaltung: Dirk Lebahn, Berlin, unter
Verwendung einer Arbeit von Maja Bechert
Gesetzt aus der Bely von Hermann Zanier, Berlin
Druck und Bindung: Beltz, Bad Langensalza
Printed in Germany

ISBN 978-3-7518-1033-3

www.matthes-seitz-berlin.de